

Multikollektivität oder runder Charakter?

Menschlichkeit in der Sozialtheorie

Dominic Busch

1. Menschliche Individualität wiederherstellen – durch Multikollektivität

Auch in seinem neuen Band *Das Paradigma Kollektiv* führt Klaus P. Hansen (2022) seine Leserschaft wieder souverän, anschaulich und wie immer unterhaltsam durch das ordnende Begriffssystem der Kollektive. Um die Grundidee dieses Modells in seiner Allgemeingültigkeit für das gesellschaftliche Zusammenleben zu belegen, verwendet der Autor eine ganze Reihe differenzierender Unterbegriffe, durch die das System in seinen Spielarten leichter sichtbar gehalten werden kann. Das kann mitunter recht technisch klingen, bis im allerletzten Kapitel so etwas wie ein Bekenntnis durchschimmert, das den ganzen Mühen einen tieferen Sinn verleiht: »Das Paradigma Kollektiv setzt auf Kleinteiligkeit, welche die Komplexität und lose Verknüpfung der sozialen Wirklichkeit so weit wie möglich zu bewahren versucht.«¹ So betrachtet stehen alle Systematisierungsversuche des Buches in den Diensten einer Sozialtheorie, die das Individuum in seiner Einzigartigkeit wertschätzen und diese bewahren will. Eine Sozialtheorie soll die immensen Fähigkeiten des Menschen zur individuellen Entfaltung und Herstellung von Komplexität in ihrem grundlegenden Aufbau mit abbilden und sie nicht etwa schlimmstenfalls durch zu einfache oder einseitige Modelle bereits in der Theorie leugnen. Hansens neues Buch hat die Kollektivtheorie – sicherlich ebenfalls in diesem Dienste – vor allem durch die Integration eines Fokus auf Dynamiken und Wandelbarkeiten gegenüber früheren Darstellungen noch einmal grundlegend erweitert. Kurz gesagt: Eine Sozialtheorie soll Menschlichkeit abbilden

1 Hansen 2022, 167.

und in den Diensten des Menschen, namentlich seiner Entfaltungsmöglichkeiten stehen. Eine solche Orientierung begrüße ich selbst sehr und hoffe, das Anliegen Hansens damit nicht überinterpretiert zu haben. Wenn ich auf dieser Annahme aufbauen darf, dann lädt sie dazu ein, die Gedanken schweifen zu lassen zu der Frage, welche eventuell ähnlich orientierten Ansätze aus anderen Bereichen dieses Anliegen eventuell in Form auch nur kleinerer Facetten mit unterstützen könnten. Der vorliegende Beitrag nimmt somit in gewisser Weise die Rolle eines ethischen Vexierbildes der häufig analytisch orientierten Herangehensweise ein und hofft auch hier auf interessante Einsichten.

2. Ethische Orientierungen in den Kollektiv- und Kulturwissenschaften

Wenn im Folgenden die menschliche Individualität als eine ethische Orientierung sowohl für die Kollektiv-, als auch für die Kulturwissenschaft ausgekundschaftet und erwogen wird, dann bezieht diese ihre Grundlegung als Hypothese zunächst nur aus den Überlegungen Hansens. Eine verallgemeinernde Übertragung auf ganze Disziplinen ginge zu weit, und es würde sich schnell zeigen, dass sie auch nicht zutrifft. Grundsätzlich sind ethische Orientierungen in der Sozialtheorie und -forschung jedoch omnipräsent. Insbesondere eine diskurstheoretische Sicht auf die Anlage von Forschungsarbeiten würde sicherlich davon ausgehen, dass jedem wissenschaftlichen Ansatz normative Orientierungen zugrunde liegen, die unter Umständen, bzw. sogar häufig, in den Arbeiten selbst gar nicht manifest gemacht werden, ohne die jedoch die Arbeit selbst im Grunde kaum nachvollziehbar wäre, und ohne die diese wahrscheinlich gar nicht zustande kommen würde.

Um sich auf die in diesem Beitrag im weiteren Verlauf verfolgte Fokussierung auf ethische Orientierungen von Forschungsarbeiten einspielen zu können, gibt der folgende Abschnitt zunächst einen kursorischen Überblick über die Herausforderungen, die mit der Suche nach einer akzeptablen Orientierung in der Forschung zur interkulturellen Kommunikation einher gehen. Außerdem gilt es in diesem Kontext dann, auch Hansens Orientierung kurz zu erkunden und einzuordnen.

2.1 Die ethische Leere der Forschung um Interkulturalität

Das Fachgebiet interkultureller Kommunikation hat lange Zeit davon gelebt, die Suche nach Formen interkultureller Kompetenz als eine besondere Schwierigkeit darzustellen, gegenüber der qua Forschung Abhilfe geschaffen werden können soll. Dieses beherzte Ansetzen bei den Problemen wurde ab den 1990er Jahren ein wenig eingegrenzt und umgedeutet. Man habe damit einen blinden Fleck geschaffen und positive und glückende Formen interkulturellen Kontakts aus dem Blick verloren. In der Tat hatte sich die Forschung auf die präzise Beschreibung von Problemlagen in der interkulturellen Kommunikation konzentriert. Das führte auch zu einer einseitigen Produktion von normativen Orientierungen und entsprechenden Didaktisierungen, die sich daraus ableiten ließen. Die Zielmarken interkultureller Kompetenz riefen hauptsächlich dazu auf, dass die Menschen ein Verhalten entwickeln sollten, mit dem sie den vorgefundenen Mängeln – den Fallstricken interkultureller Kommunikation – aus dem Weg gehen konnten. Wie demgegenüber umgekehrt eigentlich ein positives, erwünschtes und erfolgreiches Verhalten im interkulturellen Kontakt aussehen sollte, dafür lagen bis dato kaum konkrete Vorstellungen oder Instrumente vor, mit denen man deren Vorkommen empirisch hätte erheben können. Demgegenüber konnte zumindest hypothetisch davon ausgegangen werden, dass ein bei weitem überwiegender Teil interkultureller Kommunikation erfolgreich, positiv und konstruktiv verläuft und gerade deshalb sowohl im Alltagsleben als auch in der Forschung völlig unentdeckt bleibt. Unterm Strich konnte also das Fachgebiet einen Großteil seines eigentlichen Gegenstands gar nicht erfassen.²

Zugegebenermaßen hat auch die klassische Disziplin zwischenzeitlich hier ein wenig auf- und nachgeholt. Angespornt von Martha Nussbaums (1998) Plädoyer für den Dialog hat die angelsächsische Strömung des *interculturalism* diesen Dialog als Kernkonzept und Kompetenzziel für die interkulturelle Kommunikation etabliert und operationalisiert. Somit wurde ein aktiv orientiertes kulturpolitisches Programm im expliziten Gegenentwurf zur früheren Kulturpolitik des Multikulturalismus entworfen.³ Nach Jahrzehnten des Stillhaltens und sich Übens in abwartender Ambiguitäts-

2 Koole/tenThije 1994, 66.

3 Cantle, 2012; Meer/Modood, 2012

leranz⁴ sollten Akteure im interkulturellen Kontakt endlich wieder beherzt handeln, wofür das zuständige wissenschaftliche Fachgebiet jedoch bis dato kaum ethische Orientierungshilfen konkretisiert hatte.

Auf diese Weise befreit, hätte mit der Entwicklung einer interkulturellen Ethik begonnen werden können, träfe man in diesem Bereich nicht auf so vielfältige mögliche Zugänge, die alle gemeinsam ein Mienenfeld ergeben. Schon das Kompositum aus Interkulturalität und Ethik hat es in sich, signalisiert doch erstere eine wie auch immer geartete Partikularität. Demgegenüber muss eine Ethik schon von ihrem Grundverständnis her allgemeinverbindlich sein – eine Orientierungsschablone, die sich auf alle partikularen Kontexte anwenden lässt, und nicht umgekehrt. Die gesamte Debatte um Universalismus und Relativismus in der Kulturtheorie eignet sich mithin seit langem nur noch als Sprungbrett, um neue Ansätze zu erfinden, die für sich beanspruchen, diese Dichotomie hinter sich zu lassen. Wenn es um das Überwinden von eindimensionalen Dichotomien und Einfachheiten im Allgemeinen geht, bieten postmoderne Ansätze einen Fundus, der sich auch selbst prinzipiell als unerschöpflich versteht.

2.2 Ethische Hilfestellungen aus der europäischen Sozialphilosophie

Eine grundsätzliche Orientierungshilfe bei dieser Erkundung liefert auch weiterhin zuverlässig der Aufruf zur Überwindung von Ethnozentrismen, der sich seit Jahrzehnten in der Forschung zur interkulturellen Kommunikation finden lässt, der aber immer wieder als neu erfunden proklamiert wird.

Ein besonders beliebter Ausweg aus der Dichotomie erscheint dabei nicht einmal sonderlich kreativ: Man lässt einfach ab von der Beschäftigung mit Kultur und wendet sich stattdessen einfach etwas anderem zu. Kulturforschung laufe früher oder später doch immer wieder darauf hinaus, das Andere verstehen zu wollen. Ging die Hermeneutik früher noch von einem vergleichsweise unschuldigen Einverleiben des Fremden in das Eigene aus, sieht eine machtkritische Sozialtheorie koloniale Techniken des Othering und der epistemischen Gewalt am Werk. MacDonald und O'Regan (2013) sprechen in Anlehnung an Derrida von einer *politics of presence*, die sich durch große Teile der Forschung zur interkulturellen Kommunikation bis heute hindurchziehe: Interkulturalisten wollten alles tun, um die Ganze Welt verstehen zu können, um auf diese Weise eine vermeintliche frühere und heute verlorene Reinheit

4 Budner 1962 (zitiert nach: Kim/Goldstein 2005).

und Einheitlichkeit wiederherstellen zu können und um letztlich dadurch für sich selbst ein erhöhtes Sicherheitsgefühl gewinnen zu können. Zusammengefasst lässt sich das Beziehungsverständnis, das solchen Orientierungen im interkulturellen Kontakt zugrunde liegt, gelinde gesagt, als konfrontativ charakterisieren: Der interkulturell interessierte Mensch rüstet sich selbst auf und treibt marginalisierte Menschen und Gruppen nur noch weiter in die abgeschlagene Peripherie.

Mit dem Fokus auf eine Aufbesserung dieses Beziehungsverständnisses in der interkulturellen Kommunikation lassen sich nun endlich auch mehr zusätzliche philosophische Ansätze anzapfen als zuvor. Giuliana Ferri beispielsweise grenzt sich hier gegenüber dem früheren »hegemonic interculturalism«⁵ ab. Diese früheren Ansätze seien nichts anderes als »models of acquisition«⁶ gewesen. Geeigneter scheint Ferri dagegen eine Ethik der Verantwortung in ihrer Anwendung auf interkulturelle Kontakte, für die sie insbesondere bei Lévinas⁷. Als Aufgabe leitet Ferri aus Lévinas ab, dass Akteure im interkulturellen Kontakt eine Verantwortung dafür trügen, die klassische Kultur-Ebene aus Inhalten, eine diachron inspirierten Perspektive und einer Fokussierung auf Kultur, wie sie die Kulturforschung bislang präferiert und dem Alltagsverständnis der Menschen auch mitgegeben hat, zu verbinden und in Einklang zu bringen mit einer synchronen und dialogischen Beziehungsebene des eigentlichen Kontakts.⁸

Insbesondere Vertreterinnen und Vertreter aus dem Bereich der Fremdsprachendidaktik malen diese neue Beziehungsorientierung mit poststrukturalistischen und postmodernen Pinselstrichen aus, die offenbar per definitionem im etwas Unklaren und Vagen bleiben dürfen und die sich durch zu genaue Konkretisierungen wahrscheinlich schon wieder in Luft auflösen würden. Ferri (2014, pp. 11-12) referiert eine Auswahl solcher Schlagwortvorschläge im Schnelldurchlauf⁹: Monceri (2003; 2009) lehnt beispielsweise kulturelle Kategorisierungen ab und plädiert stattdessen für eine dynamisierte Sicht auf Aspekte des *flux and becoming*. Dervin (2010; 2011) dynamisiert und ersetzt den Kulturbegriff durch ein Konstrukt des space-time in Anlehnung an Zygmunt Baumanns Begriff der flüchtigen Moderne.

5 Ferri 2014, 11.

6 Ebd.

7 Lévinas et al. 1992.

8 Ferri 2014, 17.

9 Ebd., 11-12.

Für die Fremdsprachendidaktik steht angesichts interkultureller Kontakte sicherlich das sprachlich-kommunikative Zurechtkommen und Gestalten im Vordergrund, und auch für dieses Phänomen finden sich in der Postmoderne die treffendsten Bilder: Phipps hatte hierfür den Begriff des *languageing* ins Leben gerufen, eine Wortneuschöpfung, die auch assoziativ ein anschauliches Bild vom Spracheln, vom sprachlichen Durchwursteln in lernersprachlichen Kontexten lebendig werden lässt.¹⁰ Lernersprachlicher Kontakt gestaltet sich für Phipps gelinde ausgedrückt komplex, tatsächlich jedoch chaotisch, wenn sie von »the mess of human relatedness in languages«¹¹ spricht.

Den einzig verlässlichen Ausgangspol bildet in einer solchen Ursuppe das Selbst, auf dessen Position sich Handelnde einerseits besinnen können, dessen Positionalität sie jedoch angesichts der Gefahr ethnozentrischer Sichtweisen vor allem auch reflektieren müssen. Guilherme (2010) plädiert hier für eine Reflektion dieser *situatedness*, und Kramsch (2009) ruft dazu auf, hier eine Haltung zu entwickeln, mit der sich die reflektierende Person *dezentrieren*, d.h. aus einem globalen Machtsystem aus Zentren und Peripherien herausnehmen und an die Seite stellen können soll. Diese Strategie des Dezentrierens führt die Menschen fast automatisch auch zu einer anderen Sicht auf ihre Verantwortungen für den globalen Umgang mit Interkulturalität. De facto wird jede/r für jede/n verantwortlich anstatt lediglich für sich selbst oder bestenfalls noch den Gegenüber.¹²

Auch die Idee vom räumlich-gedanklichen Kulturkontakt bekommt eine neue philosophisch begründete Verhaltensanweisung an die Hand: Ferri findet hierzu eine Stelle bei Phipps¹³, in der diese Orientierung aus Heideggers Vortrag zu *Bauen Wohnen Denken* aus dem Jahre 1951 bezieht.¹⁴ Das Wohnen in einem neu gebauten Haus in der Fremde dient Phipps hier als Sinnbild für den reziproken Prozess des sich Einlebens in eine fremde Kultur.

Bemerkenswert an Ferris Synopse erscheint dabei auch, dass im Grunde die meisten von ihr referierten Quellen sich vom Kulturbegriff abwenden, bzw. ihn durch Alternativen zu substituieren, die die Autorinnen und Autoren jeweils für adäquater halten. Bei Ferri bleiben diese Ansätze jedoch weiterhin unter dem Dach des Kulturbegriffs versammelt. Der Kulturbegriff wird trotz

10 Phipps/Gonzalez 2004.

11 Phipps 2007, 26; zit.n. Ferri 2014, 11.

12 Ferri 2014, 12.

13 Ferri 2018, 83; Phipps 2007, 26.

14 Heidegger 1976.

der immensen Kritik an ihm nicht über Bord geworfen, sondern bestenfalls reformiert – eine gedankliche Bewegung, die verspätet und gleichsam nachholend an den Umgang der Kulturanthropologie mit der Writing-Culture-Debatte in den 1990er Jahren erinnern mag.

2.3 Holliday und Hansen: Gemeinsamkeiten statt Kultur

Adrian Holliday führt diese Entwicklung noch einen Schritt weiter. Orientiert an der soziologischen Machtkritik von Charles Wright Mills¹⁵ wendet er sich in quasi ähnlichem Anliegen wie Hansen der dramatischen Rolle und Funktion von Nationen im interkulturellen Zusammenleben zu. Während Hansen eine gewisse Relativierung dieses häufig als übermächtig wahrgenommenen Begriffs durch dessen präzise Einhegung und Funktionsbeschreibung unternimmt, folgert Holliday, dass mehr oder weniger jede Person, die in einem interkulturellen Gespräch nationale Kategorisierungen thematisiert, früher oder später auf Blockaden auflaufen wird, sogenannte *blocks*, wie Holliday sie bezeichnet,¹⁶ die jedes weitere Zusammenfinden auf Augenhöhe ausbremsen werden. Jede Interaktionssituation weise aber immer auch genügend Gemeinsamkeiten zwischen den Beteiligten auf, von Holliday sogenannte *threads*, quasi rettende Schnüre oder Fäden, an denen man entlang sich zu einer Verständigung hangeln kann. Hollidays Orientierungsrahmen ließe sich entsprechend auch als geschickten Umgang mit Kollektivitäten im interpersonellen Kontakt verstehen, denn Gemeinsamkeiten sind für Hansen mithin die Grundlage und Grundvoraussetzung für Kollektive. Einen Schlüssel zu einem kompetenteren Umgang mit diesen Gemeinsamkeiten kann Hansen an dieser Stelle beisteuern, indem es ihm im Rahmen der Kollektivwissenschaft vor allem darum geht, genau zu ergründen, wie diese Gemeinsamkeiten beschaffen sind. Sind sie real oder imaginiert? Partiell oder vollständig? Primär und konstitutiv, oder sekundär und kausal?¹⁷ Auch Hansen ist wie Holliday der Ansicht, dass diese Gemeinsamkeiten mehr oder weniger auf der Straße liegen, sie sind nur von Forschungsdisziplinen, wieder interkulturellen Kommunikation, zugunsten einer ausschließlichen Fokussierung auf den trennenden Effekt von Nationengrenzen exotisiert worden.¹⁸ Unschwerflich

15 Holliday 2022, 4.

16 Holliday/Amadasi 2020.

17 Hansen 2022, 30.

18 Hansen 2009, 191ff.

klar wird dabei bei Holliday und auch bei Hansen, dass für ein solches Unterfangen immer die Zugehörigkeit in mehreren Kollektiven unterschiedlicher Ebenen erforderlich sein muss, um entsprechende gemeinsame Wege identifizieren zu können¹⁹ – man muss sich ihrer nur bewusst bleiben bzw. werden. (Hansens) Multikollektivität ermöglicht und befördert außerdem überhaupt erst die Zunahme von (Hollidays) *threads* anstelle von *blocks*, wie Rathje, Schirmacher und Zollo unter Zuhilfenahme von Erkenntnissen aus der Netzwerkforschung zeigen. Die Autoren verweisen hier darauf, dass die (US-amerikanische) Netzwerkforschung auf Simmels Verständnis aufbaut, dass es zwischen den von ihm vorgestellten sozialen Zirkeln natürlich immer Überschneidungen und Kreuzungen gibt – wohingegen in der europäischen Rezeption Simmels eher dessen Expertise für Grenzen in Erinnerung geblieben war. Rathje et al. referieren demgegenüber sogar, die vorherrschende Forschungseinsicht, dass mit zunehmender Diversität einer Gesellschaft die darin vorzufindenden Multikollektivitäten und Vernetzungen zunehmen – und damit die Quantität und die Qualität sozialer Beziehungen.²⁰

2.4 Interkulturelle Ethik wird Wissenschaftsethik

Weiterhin bemerkenswert an den oben genannten Reflexionen erscheint dabei der radikale Fokus der Forschung auf den vermeintlichen Akteur in der Interkulturalität. Während darüber sinniert wurde, was jener oder jene (durchaus schon in radikaler Abkehr von bisherigen Verständnissen interkultureller Kompetenz) im interkulturellen Kontakt alles können und tun sollte, wurde die prä-determinierende Rolle der wissenschaftlichen Theoriebildung, einschließlich Überlegungen zu (alternativen) epistemologischen und ontologischen Alternativen, insbesondere die Positionalität der Forschenden ausgeklammert.

Dies hat jüngst eine Bewegung eines Diskurses unter dem Stichwort des *decolonising* nachgeholt und damit erneut den alten Ethnozentrismusvorwurf wieder ins Spiel gebracht. Zunächst parallel zu den oben genannten Ansätzen hatte sich aus dem früheren postkolonialen Paradigma eine Bewegung entwickelt, die sich – mit einem Anspruch, der die Wissenschaften im Allgemeinen adressieren und weit über das Fachgebiet der Kulturforschung hinausgehen will – die Dekolonialisierung von Forschungsmethoden und von

19 Ebd., 25ff.

20 Rathje/Schirmacher/Zollo, 2017.

wissenschaftlichem Wissen zum Ziel gesetzt hat. Aufgrund einer kolonialen Vergangenheit und Gegenwart sind demnach sowohl Zugänge als auch Wissen westlich geprägt. Alternative Weltzugänge, von deren Existenz ausgegangen werden muss, werden in diesem Machtungleichgewicht systematisch negiert. Mithin geht es nun darum, qua Forschung auch nicht-westlichen Weltverständnissen und Wissensformen eine Stimme zu geben, die gegenüber westlichen Formen mindestens gleichberechtigt ist.²¹

Der Verfasser dieses Beitrags ist sich dabei des Innovationsgehalts dieser jeweiligen Argumentationen nicht immer sicher. Aus einer diskurstheoretischen Sicht sind normative und auch ethische Orientierungen, die einer forscherschen Anstrengung zugrunde liegen, nichts neues, sondern etwas, was schon immer zwingend existiert haben muss. Ohne ein fragendes Interesse wird niemand eine Forschungsarbeit in Angriff nehmen. Diesen Orientierungen wollte der Verfasser im Forschungsgebiet interkultureller Kommunikation genauer auf den Grund gehen und hat dazu die diachrone Entwicklung von solchen normativen Orientierungen in der interkulturellen Forschung genauer untersucht und nachgezeichnet. Anstelle einer fortschreitenden Entwicklung im Sinne eines zunehmenden Erkenntnisgewinns tritt hier über die vergangenen Jahrzehnte eher eine Wellenbewegung zutage: Kurz gesagt, hat sich die interkulturelle Forschung abwechselnd auf wiederkehrende Aspekte konzentriert, wodurch eine Weiterentwicklung letztlich in Frage steht. So wurden mal eher Mikro-Kontexte der Interaktion fokussiert, durch die die Handlungsoptionen und Verantwortlichkeiten von Individuen in den Blick rückten. Damit wechselten sich Phasen einer Fokussierung einer Makro-Ebene ab, in der die Einflüsse und die Rollen von Kultur stärker ins Licht rückten. Auch die Handlungsanweisungen an Akteurinnen und Akteure im interkulturellen Kontakt unterliegen eher einer Wellenbewegung: Epochen demütiger Zurückhaltung wechseln sich mit Perioden ab, in denen zu beherztem Handeln aufgerufen wird.²²

2.5 Der Individualismus der Kollektivwissenschaft

Die eingangs für die Kollektivwissenschaft hypothetisch konstatierten ethischen Orientierungen sind demgegenüber etwas anders gelagert. Das hat eventuell mit dem ebenfalls etwas anders gelagerten epistemologischen und

21 Mignolo 2012; Smith 1999; Calafell 2020.

22 Busch 2021.

ontologischen Verständnis der Kollektivwissenschaft zu tun. Das imaginierte empirische Material stellen hier weniger die Akteurinnen und Akteure im interkulturellen Kontakt, denen die Forschenden bequem ihre Anweisungen übertragen könnten. Stattdessen sind die Forschenden in der Kollektivwissenschaft selbst in der Verantwortung. Sie sehen und beobachten die Welt, und sie schaffen ein Modell, mit dessen Hilfe soziale Erscheinungen in dieser Welt beschrieben werden sollen. In diesem Fall liegt die ethische Verantwortung gleich hier zu Beginn bei der Formulierung dieses Anliegens: Welche ethischen Zielstellungen gilt es zu berücksichtigen, die solche Modelle durch Fokussierung bestenfalls unterstützen, aber in keinem Fall (schlimmstenfalls) ausbremsen oder unsichtbar machen soll?

Hansens eingangs hypothetisch identifizierte Orientierung am Primat der individuellen Freiheit des Menschen lässt sich – zumindest wenn man dann retrospektiv gezielt danach sucht – durchaus in seinen Schriften genauer festmachen. Nur zwei Stellen sehen hier exemplarisch hervorgehoben. So scheint Hansen bei seinen Überlegungen zumindest implizit immer schon vorweggenommen von Annahmen der europäischen Aufklärung auszugehen, aus der westliche Vorstellungen vom Individuum bis heute ihre Grund- und Ausgangslagen beziehen, wenn es darum geht, einen allgemeinen Individualismus als Ideal *per se* festzumachen.²³ In seinem Aufsatz von 2017 über »Die Balance von Integration und Individualität« geht Hansen beispielsweise dem Ideal der Freiheit des Individuums nach und überlegt, ob und wie der Mensch nach der Geburt qua Sozialisation eventuell zunächst eine gewisse Starthilfe durch andere Menschen bei der Bildung einer Persönlichkeit brauche und bekomme, dann aber doch bald selbst das Ruder übernehmen könne:

Die Entscheidungen, die diese Entwicklung vorantreiben, fallen nicht unabhängig, unvoreingenommen und objektiv, setzen vielmehr die Anfänge der Subjektivität voraus. Eine das Individuum zufriedenstellende Entscheidung liegt dann vor, wenn die inneren Bedingungen, also die individuellen oder subjektiven Vorlieben, durch keine äußeren Einschränkungen behindert werden.²⁴

Im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes geht es Hansen dann wieder mehr um die Frage, wie aus diesen Individualitäten so etwas wie Gesellschaft und Kollektivität entstehen könne, und folgt damit dann auch den allgemeinen Inter-

23 Horneffer 1919.

24 Hansen 2017, 16-17.

essen einer europäischen Sozialforschung, insbesondere einer Soziologie, die ebenfalls von aufgeklärten und freien Individuen ausgehend vor allem darüber nachdenkt, wie dennoch Zusammenschlüsse und Zusammenhalt entstehen können. Hansens allgemeine Suchorientierung wird bereits ein Jahr früher in seinem Aufsatz »Individuum und Kollektiv aus dem Blickwinkel der Völker- und Kollektivpsychologie«²⁵ in klare Worte gefasst. So haben sowohl die Psychologie als auch die Soziologie traditionell danach geforscht, wie Individuen in Kollektiven aufgehen. Ob, inwiefern und in welcher Weise ein Individuum in diesen Kontexten trotzdem noch individuell bleibt und mit welchen (wissenschaftlichen) Techniken diese Individualität sichtbar gehalten werden kann, wurde demgegenüber vernachlässigt. Hansen scheint hier recht deutlich »die als ›Individualismus‹ gescholtene Gegenposition«²⁶ zu vertreten, die er doch für so viel natürlicher und selbstverständlicher hält, denn »[s]olange sich der *common sense* ein Individuum ohne Kollektiv vorstellen kann nicht aber Kollektive ohne Individuen, stirbt der Individualismus sicher nicht aus.«²⁷ Eine Erforschung von Individualität erfordert Hansen zufolge sowohl im Alltagsleben als auch in der Wissenschaft einen Erhalt und gegebenenfalls eine Wiederherstellung von Komplexität, was gegenüber der bequemerem Komplexitätsreduktion vor allem anstrengend ist und was als Primat für das Denken eventuell schon deshalb weniger in Frage kommt, überlegt Hansen: »Auch in diesem Fall wird Klarheit auf dem Wege der Komplexitätsreduktion erreicht, und vielleicht geht sie diesmal zu weit und überfordert die Abstraktionen scheuenden Anhänger des Individualismus.«²⁸

Auf ähnliche Weise bricht Hansen bereits zuvor in seiner dritten Auflage seines Studienbuchs *Kultur und Kulturwissenschaft* eine Lanze: »Alle diese Fragen [nach der Kollektivität, D. B.], das ahnen wir schon, sind so wichtig wie heikel, da ihre Beantwortung das Allerheiligste jedes Menschen tangiert, die Einmaligkeit seines Ich.«²⁹ Und im weiteren Verlauf zeichnet Hansen hier die eine Entstehungsgeschichte der Kulturwissenschaft im 18. und 19. Jahrhundert in einer Epoche nach, die Hansen als voller Skeptizismus gegenüber Begriffen wie Kultur und Kollektiv sieht und die daher ganz selbstverständlich von einem Primat des Individuums ausgeht. In diesen Anfangsjahren einer

25 Ebd., 2016.

26 Ebd., 97.

27 Ebd., 98.

28 Ebd.

29 Hansen 2003, 159.

heutigen Kulturwissenschaft ging es also eher darum, kollektivierende Begriffe für die Sozialtheorie überhaupt salonfähig zu machen – eine Last, der sich nicht nur Hansen heute mit viel Aufwand erst wieder zu entledigen versuchen muss.

3. Menschliche Individualität wiederherstellen – durch die Trennung von Kulturträgern und -inhalten

Gerade weil der Komplexitätserhalt sich Menschen und menschlichen Forschern also offenbar nicht gerade von selbst anbietet, arbeitet Hansen in der Kollektivwissenschaft an Konstrukten, die schon durch ihre Existenz an Komplexität und Individualität erinnern helfen sollen. Das eingangs thematisierte Konzept der Multikollektivität schafft hierfür eine grundlegende Voraussetzung, aber Hansen sieht die Sozialtheorie dermaßen eingeschlossen auf die Beschreibung von Kollektivierungen, dass er ihr noch ein paar weitere grundlegende Voraussetzungen für diese eventuell zu einfach verstandenen Kollektivierungen systematisch in Erinnerung rufen will.

Hansen schafft damit in einem Zuge gleich auch noch eine Reformierung der Kulturwissenschaft. Profitieren von einer solchen Aktualisierung könnte dabei insbesondere die immer noch als jung gebrandmarkte Subdisziplin und Anwendungsbranche der interkulturellen Kommunikation, die bis heute darum kämpfen muss, nicht allen Pauschalisierungs- und Vereinfachungsvorwürfen eine Breitseite zu bieten und damit den Nachweis einer Existenzberechtigung in Form von Wissenschaftlichkeit ein für alle Mal an den Nagel hängen zu müssen. Hansen kommt in seinem neuen Buch auch hier auf die Grundlage allen Übels zu sprechen:³⁰ Der Kulturwissenschaft ist es bis heute nicht gelungen, ein begriffliches Instrumentarium aufzubauen, mit dessen Hilfe man grundlegend und von Anfang an zwischen Kulturinhalten und Kulturträgern trennen und unterscheiden könnte. Zwischen beiden gibt es keine feste Verbindung, bzw. Verbindungen in der Praxis sind deliberativ, immer uneinheitlich und veränderbar. Hansen schlägt hier vor, die kulturellen Inhalte weiterhin der Kulturwissenschaft zu überlassen und sie mit dem Begriff Kultur bezeichnet zu lassen. Demgegenüber zu unterscheiden seien jedoch die Menschen, die mit einer Kultur keineswegs verhaftet seien, sondern

30 Ebd., 67.

immer eine oder sehr wahrscheinlich eher mehrere verschiedene kulturelle Inhalte tragen könnten.

Eine solche Trennung konnte die Kulturwissenschaft bis heute nicht überzeugend umsetzen, immer wieder vermischen sich in ihr diese beiden Bereiche, und dadurch entstehen die altbekannten Ungereimtheiten und Pauschalisierungen, deren Vorwürfe die Disziplin nicht aus dem Weg räumen kann. Hansen verfolgt diese Leidensgeschichte kurz zurück, sieht sie schon beim Ethnologie-Schutzheiligen Herodot angelegt, der davon ausging, dass kulturelle Eigenheiten ein Volk oder einen Stamm quasi überhaupt erst aus der Taufe heben. Auf diese vermeintlich überzeugende Einsicht fiel später auch Herder herein und in seinem Gefolge viele andere, bis letztlich sogar Wolfgang Welsch einen Haken an der Sache spürte,³¹ dem Hansen zuletzt noch vorgeworfen hatte, dass er mit seiner Negierung von Homogenitäten und einem Herunterspielen der Wichtigkeit des Nationenbegriffs alle Unklarheiten nur noch schlimmer machte.³² Nun, so Hansen, habe Welsch zumindest eine willkürliche Vermischung von kulturellen Inhalten und Grenzziehungen erkannt, diese aber nicht zu Ende gedacht, d.h. die Verantwortung für das Ziehen von Grenzen und für das Attribuieren kultureller Inhalte letztlich doch nicht den Menschen als Kulturträgern zugeschrieben. Auch aus dieser Debatte ließe sich das aus der Aufklärung motivierte – und danach offenbar nie konsequent umgesetzte – Anliegen herauslesen, letztlich das menschliche Individuum zu befreien und ihm seine Individualität zumindest schon einmal mit gutem Beispiel voran in der Theorie zurückzugeben, die ihm durch die über Jahrhunderte zementierte Logik der kulturellen Zuschreibung und der permanenten Zuschreibbarkeit abhandengekommen war.

4. Menschliche Individualität wiederherstellen – durch interkulturelle Kompetenz aus Bordinstrumenten

Die Lektüre der Arbeiten von Adrian Holliday in Abgleich auf Parallelen zu den eventuellen Absichten Hansens mag noch eine weitere Gemeinsamkeit ans Licht bringen: Holliday stellt Interkulturalität und den kompetenten Umgang der Menschen mit ihr nicht mehr als etwas dar, was man eventuell erst

31 Ebd., 66-67.

32 Hansen 2009, 108.

mühsam erlernen müsste, sondern als etwas, was jeder Mensch quasi aufgrund einer (ggf. durchaus auch intrakulturellen) Sozialisation bereits kann. Es geht um die jedem Menschen eigene Fähigkeit, mit unbekannten Menschen in gegebenen Situationen in Kontakt zu treten und eine Beziehung aufzubauen. Ganz intuitiv wissen Menschen da, welche *blocks* wie vermieden werden müssen, und welche *threads* sich zum Aufgreifen anbieten. In interkulturellen Kontaktsituationen sei dies nicht anders, meint Holliday – zumindest solange die beteiligten Personen bereits sind, die Ebene unterschiedlicher Nationalitäten einschließlich all ihrer subtilen und versteckten Aspekte auszublenden. Für die meisten Situationen sei diese Ebene ohnehin nicht tatsächlich relevant und mithin meist überbewertet. Da es sich hier also um eine interkulturelle Kompetenz handelt, die man nicht lernen braucht, sondern die einfach so *en passant* erbracht werden kann, spricht Holliday auch von einer *intercultural competence on the go*.³³ Auch bei den Kollektivitäten im Sinne multikollektiver Zugehörigkeit nach Hansen handelt es sich um Merkmale, mit denen sich sowohl unbewusst als auch absichtlich Gemeinsamkeiten hervorheben, aber auch Grenzen hochziehen lassen. Auch hier bringen die Menschen also schon aus dem Alltag das Handwerkszeug mit, mit dem sie interkulturellen Kontakt mitunter destruktiv, durchaus aber auch konstruktiv gestalten können. In beiden Modellen geht es letztlich nur noch darum, dass es besser wäre, wenn sich die Menschen dieser Fähigkeiten ein wenig bewusster wären und sie diese (selbst-)bewusster und verantwortungsvoller einsetzen und nutzen würden. Zusammengefasst ermutigen sowohl Holliday als auch Hansen dazu, die Gewichtigkeit und die Besonderheit von Kulturalität sowie singulären Grenzziehungen zu relativieren und sich stattdessen auf Eigenschaften und Fähigkeiten rückzubesinnen, die allen Menschen eigen sind, die sich auf anthropologische Universalien berufen – und die damit letztlich an Menschlichkeit appellieren – das, was uns Menschen eigentlich ausmacht.

5. Menschlichkeit als Epizentrum der Theoriebildung

Menschlichkeit dürfte sicherlich zu denjenigen ethischen Orientierungen zählen, bei denen es kaum möglich ist, ihnen ihre Relevanz und Sinnhaftigkeit abzuspochen. Auch die allfälligen Zweifel an einer globalen und

33 Holliday 2016.

kulturellen Universalität dieses Gedankens dürften nicht weit tragen. Unterschiedlich sind aber sicherlich die Ansichten darüber, was als menschlich gelten darf. In einer Welt, in der selbst Angriffskriege als humanitäre Intervention verkauft werden, schimmert schnell durch, dass es sich bei der Menschlichkeit um eine rhetorische Leerformel handeln kann, die beliebig vor jeden diskursiv-hegemonialen Karren gespannt werden kann. Auch in den westlichen Wissenschaften gibt es Aufrufe zu mehr Menschlichkeit zuhauf. Sie werden immer dann angebracht, wenn der Eindruck entsteht, dass ein Fachgebiet dazu tendiert, den eigenen Forschungsgegenstand und die eigenen Ziele über alles zu stellen und seine eigene Positionierung innerhalb der Wissenschaften und der Gesellschaft aus dem Blick zu verlieren. Bekannt sind viele Beispiele aus den Naturwissenschaften, von denen *Die Physiker* (1962) von Dürrenmatt es bis heute als Pflichtlektüre in der Schule geschafft haben. Aber auch durch die Wirtschaftswissenschaften hallt immer wieder der Appell zu mehr Menschlichkeit, die doch allzu oft hinter dem Reichtum verheißenden Finanzprimat der Disziplin in Vergessenheit zu geraten scheint. In diese Tradition fallen auch marxistische Argumentationen. Dennoch ist die ökonomistische Strahlkraft so groß, dass bisweilen sogar benachbarte Fächer sich gegen ein Hinüberschwappen von Ökonomie-Logiken wehren müssen, die allmählich ihr ursprüngliches Kernanliegen zur überlagern scheinen. Hierzu zählen die Kritiken an der Neoliberalisierung von Erziehungs- und Bildungssystemen, aber beispielsweise auch eine Rückbesinnung auf den relationalen Charakter des Menschen im Kontext der Soziologie.³⁴

Diese Aufrufe zu mehr Menschlichkeit sehen das, was diese schließlich ausmacht, meist in dem Bedürfnis des Menschen nach Beziehungen sowie seiner Fähigkeit, diese zu knüpfen und zu pflegen. Das kommt auch in den oben skizzierten Ansätzen von Hansen und Holliday zum Ausdruck. Hansens Hinweis auf die Multikollektivität des Menschen hebt allerdings auch die Individualität des Menschen als zusätzliches Merkmal hervor, die einerseits sicherlich als Komplement und Kehrseite seiner Relationalität verstanden werden kann, andererseits aber durchaus eine eigenständige weitere Facette darstellt. Aber ist Individualität auch für die Menschen, das, was den Menschen und Menschlichkeit *de facto* ausmachen? Ist menschliche Individualität das, was Menschen eventuell sogar erst dazu motiviert, Beziehungen zu knüpfen

34 Adloff/Leggewie 2014.

und sich einander anzunähern – gegebenenfalls auch über imaginierte Kulturgrenzen hinweg? Diese Frage lässt sich nur schwer empirisch überprüfen. Hinweise auf eine Bestätigung dieser Vermutung ergeben sich eventuell aus der Sozial- und Gruppenpsychologie, die zu der Erkenntnis gekommen war, dass Gruppen dazu tendieren, ihre eigenen Mitglieder zu individualisieren und Mitglieder von Fremdgruppen demgegenüber zu homogenisieren.³⁵ Wie genau diese Individualisierung vonstatten geht, ist für die Sozialpsychologie hier jedoch deutlich weniger von Interesse als das Phänomen der Stereotypisierung und Homogenisierung von Fremdgruppen, die de facto letztlich bis zu einer Dehumanisierung im Konfliktfall führen kann. Aspekte der Individualisierung bleiben jedoch unterbelichtet. Wenn sich die Soziologie für Individualitäten interessiert, dann versteht sie unter diesem Blickwinkel meist primär das (ggf. sozial induzierte) Bedürfnis des Menschen nach Distinktion bzw. Singularität.³⁶ Offen bleibt demgegenüber immer noch die Frage, ob, wann, unter welchen Umständen und wie Menschen eventuell das Bedürfnis danach entwickeln, andere Menschen als Individuen zu sehen – womöglich vor dem Hintergrund des Bedürfnisses, erst auf dieser Grundlage soziale Beziehungen aufbauen zu können. An dieser Stelle wird eine offene Suche nach Konzepten auch aus anderen Disziplinen erforderlich, die eventuell helfen können, hier einen Weg zu bahnen oder zumindest anzubahnen. Assoziativ spricht man bei Menschen, deren Individualität man schätzt oder in besonderem Maße wahrnimmt, alltagssprachlich ja auch davon, sie habe Ecken und Kanten – und somit etwas, was in der literaturwissenschaftlichen Erzähltheorie in umgekehrter Metaphorik auch mit dem Begriff des *runden Charakters* belegt worden ist. Hier kann vielleicht die literaturwissenschaftliche Erzähltheorie mit Modellen weiterhelfen. Über ihre Anschlussfähigkeit sollen im Folgenden einige Erwägungen angestellt werden, zu denen sicherlich auch der 1973 in Literaturwissenschaft promovierende Hansen mit einem Fokus auf (Kultur-)Vermittlungsprozesse eine Haltung hatte.³⁷

35 Tajfel 1982.

36 Reckwitz 2020.

37 Hansen 1973.

6. Der runde Charakter in der Erzähltheorie

Edward Morgan Forster, geboren 1879 in London und gestorben 1970 in Cambridge, ist der literarischen Welt sowohl für seine Prosawerke, wie beispielsweise *A Room with a View* (1908) oder auch *A Passage to India* (1924) bekannt als auch für seine literaturkritischen Arbeiten, wie insbesondere *Aspects of the Novel* (1927). Letztere ist nicht zuletzt bekannt geworden für Forsters darin eingeführte Unterscheidung zwischen flachen und runden Charakteren in der Erzähltheorie.³⁸ Die Unterscheidung hat nicht zuletzt deshalb so viel Anklang gefunden, weil sie selbst für den Gelegenheitsleser nachvollziehbar und plausibel erscheint: Erzählungen enthalten Figuren, deren Charaktere eher einseitig und stereotyp dargestellt werden, und andere, deren Charaktere in vielfältigen und unterschiedlichen Facetten ausgemalt werden. Forster selbst schreibt dazu:

The test of a round character is whether it is capable of surprising in a convincing way. If it never surprises, it is flat. If it does not convince, it is a flat pretending to be round. It has the incalculability of life about it – life within the pages of a book. And by using it sometimes alone, more often in combination with the other kind, the novelist achieves his task of acclimatization and harmonizes the human race with the other aspects of his work.³⁹

Natürlich kann auch die Literaturwissenschaft solche Axiome nicht über einhundert Jahre unberührt stehen lassen, ohne daran weiter herumzubasteln. Vor allem die Einfachheit des Grundmodells lädt quasi dazu ein, darüber nachzudenken, wie man es weiter auffächern kann. David Fishelov (1990) legt einen Überblick über solche Differenzierungsversuche vor und gemahnt auch gleichzeitig ihrer Nachteile: Je mehr Typen ein Modell differenziert, desto unbrauchbarer wird es wiederum für einen konkreten Einsatz in Literaturanalysen. Fishelov behilft sich daher mit einer zweiten Dimension, die der Dichotomie aus flach und rund zumindest Fläche verschafft. Ein Charakter kann demnach seine flachen oder runden Qualitäten entweder auf einer textuellen und/oder einer konstruierten Ebene erwerben. Die textuelle Ebene liefert dabei das literarische Produkt in seinen eigenen Worten und durch Schilderungen, die eben entweder flach oder rund ausfallen. Die konstruierte Ebene bezeichnet darüber hinaus das assoziative Zutun der Leserschaft, die –

38 Fischer-Seidel 2006, 484.

39 Forster 1927, 122.

abhängig davon, wie ein Charakter angelegt ist – diesen ebenfalls entweder imaginiert eher als flach oder aber als rund ausbauen kann.

Kurz zuvor hatte sich Paul Pickrel (1988) noch mit einer reinen Umterminierung von *flat* und *round* begnügt. Er fand die Unterscheidung zwischen »essentialist and existential characters«⁴⁰ treffender. Der flache Charakter wird hier als essentialistisch beschrieben, der runde als existenziell. Pickrel begründet dies folgendermaßen:

This difference corresponds to a major difference between essentialist and existentialist characters. The first is to be looked at while the second is to be felt with; the first can be held up for inspection because he has a firm and invariable outline that makes him detachable from his situation and visible at a distance, but the second can only be studied in situ because he merges with the circumstances that have shaped or are shaping him.⁴¹

Wenn wir unsere anfängliche Forschungsfrage im Blick behalten möchten, die wir hier unterwegs vielleicht als Suche nach Interrelationen zwischen Kultur- und Kollektivwissenschaft gegenüber dem Aspekt der Menschlichkeit als Kern einer Begründung von Sozialität zusammenfassen können, dann erscheinen Pickrels Bemerkungen in zweierlei Hinsicht besonders interessant. Zum einen hebt Pickrel hervor, dass eine wesentliche Rolle und Aufgabe runder Charaktere in fiktionalen Welten darin besteht, gerade mit Hilfe ihrer Rundheit der Leserschaft die Möglichkeit oder auch die Einladung auszusprechen, sich mit ihr zu identifizieren oder zumindest eine empathische Beziehung zu ihnen aufzubauen. Essentialistische Charaktere werden dadurch keinesfalls zu Nebendarstellern ohne Funktion. Im Gegenteil ermöglichen gerade erst ihre stereotype Klarheit und Permanenz die Schaffung eines stabilen Rahmens, in dem sich die Individualität der existenziellen Charaktere entfalten kann. Ein wenig erinnert diese Symbiose an die Einsichten der Sozialpsychologie zu homogenisierter Outgroup und heterogenisierter Ingroup.

7. Sind flache Charaktere kulturessentialistisch?

Ein weiterer interessanter Aspekt drängt sich bei der begrifflichen Parallele auf, die sich in der Verwendung des Adjektivs *essentialistisch* in Pickrels

40 Pickrel 1988, 181.

41 Ebd., 183.

erzähltheoretischen Überlegungen und einer der zentralsten und spaltendsten Debatten in der Forschung zur interkulturellen Kommunikation ergibt. Gemeinhin werden in letzterer frühere, teils aus dem Strukturalismus und Strukturfunktionalismus stammende Kulturverständnisse in jüngeren Jahren als zu statisch, pauschalisierend und homogenisierend erachtet, so dass sie kaum beschreibungsadäquat sind. Im Begriff enthalten ist der Vorwurf, dass einem Phänomen schon in der Theorie eine dingliche Substanz verliehen wird, die man mit Blick auf die in der Praxis wahrgenommenen sozialen Probleme doch eigentlich abbauen wollte. Angemessener erscheinen demgegenüber interpretative Ansätze, die schon epistemologisch davon ausgehen, dass menschliche Weltwahrnehmungen immer auf Interpretationen beruhen, was sowohl für die Menschen in ihrer Alltagspraxis als auch für die forschersiche Welt zutrifft. Gegenüber gelegentlichen Vermittlungsversuchen zwischen diesen Welten, die versuchen darzustellen, dass jede dieser Perspektiven mit Blick auf ein Fach mit Anwendungsbezug wie die interkulturelle Kommunikation sowohl ihre Vorteile als auch ihre Grenzen hat,⁴² sehen andere in dieser Unterscheidung einen Kuhnschen Paradigmenwechsel, hinter den es kein Zurück mehr geben kann.⁴³ Für unseren Blick auf die Kollektivwissenschaft sowie auf die Frage, was für die Menschen nun Menschlichkeit ausmacht, kann an dieser Stelle resümiert werden, dass offenbar sowohl die Forschung als auch die Praxis die Individualität des Menschen als herauszustellendes *sine-qua-non* erachten.

8. Fremdkulturelle runde Charaktere

Leider ist allerdings auch die literaturwissenschaftliche Unterscheidung zwischen flachen und runden Charakteren von Beginn an nie kulturtheoretisch naiv und unschuldig gewesen, was jüngst Laura Marcus (2021) an Forsters Überlegungen sowie dem Aufbau seiner fiktionalen Arbeiten deutlich macht. Und hier schließt sich letztlich auch der Kreis aus alltagsstereotyper Wahrnehmung und daraus emergierender Kulturforschung. Forster hatte durchaus Sympathien für die Engländer in einem internationalen Kontext, und er bemühte sich, deren positive Eigenschaften herauszustellen. Für sein Heimatvolk argumentierte Forster entsprechend einen runden, vielfältigen und

42 Moosmüller 1997.

43 Holliday/MacDonald 2020.

eigentlich nicht stereotyp festlegbaren Charakter herbei. Er versuchte sie also als runde Charaktere darzustellen, die damit allesamt menschliche Attraktivität ausstrahlten. Mithin scheint es sich für Forster von selbst zu verstehen, dass Angehörige anderer Nationalitäten den Engländern gegenüber eher mit ihrer allgemeinen Flachheit vorliebnehmen müssen. Die Wurzel für all dieses Übel macht Marcus jedoch noch viel tiefer im Zeitgeist der Epoche aus, in der Forster seine *Aspects of a Novel* komponiert hat, nämlich in einer Fokussierung auf den Charakterbegriff. Darunter zu verstehen waren mehr oder weniger eigentümliche Eigenschaften der Menschen, die ihnen individuell bereits ebenfalls mehr oder weniger angeboren zu sein schienen und die – das ist das wichtigste – ihr Handeln situationsabhängig und unter Umständen ein Leben lang steuerten. Bekanntlich wurde diese Charakterbegeisterung in dieser Zeit im Kontext der *Culture-and-Personality-School* der Chicagoer Schule⁴⁴ auch auf die Kulturforschung übertragen, was das Bild von einer Kultur als quasi-menschlichem, einheitlichem, essentialistischen und unveränderbaren Charakter über Jahrzehnte erhärtete.

An dieser Stelle kehrt der Exkurs über die runden Charaktere in der Literaturwissenschaft zurück zur Kultur- und Kollektivwissenschaft: Runde Charaktere sind das, was Menschen füreinander menschlich erscheinen lässt, was sie füreinander attraktiv macht und was es ihnen ermöglicht und sie dazu einlädt, untereinander Beziehungen zu knüpfen. Kulturalisierte und kulturelle Grenzen existieren in den Köpfen der Menschen aber weiterhin, und ein weiterer Fokus auf die menschliche Rundheit von Charakteren kann für eine konstruktive interkulturelle Praxis nur dann weiterführen, wenn Hansens und Hollidays Appelle an das Beiseiteschieben von trennenden kulturalistischen Grenzziehungen auch weiterhin berücksichtigt und praktiziert werden. Überlegungen zum runden Charakter können in diesem Gesamtgefüge den Beitrag leisten, genauer auszumalen, wie sich Multikollektivitäten von Individuen sowie ihre Fähigkeiten zur Identifizierung von *blocks and threads* im Menschen manifestieren können.

44 Wie z.B. in Benedict 1934.

9. Kann es eine menschliche Kultur- und Kollektivforschung geben?

Die vorangegangenen Überlegungen zur Zentralität von Menschlichkeit und ihrer Manifestation in Form runder Charaktere kann ein ernüchterndes Licht auf einige Teile der bisherigen Forschung zur interkulturellen Kommunikation werfen – nicht zuletzt deshalb, weil sie mit ihrem Forschungsgegenstand Kultur letztlich etwas in ihr Zentrum gestellt hat, was eher pauschalisiert als individualisiert. Besonders greifbar und in ihrer Zentralität erfahrbar wird diese Orientierung am Beispiel des Arbeitens mit *Critical Incidents*, kleinen anekdotischen Fallbeispielen, in denen kulturelle Differenz auf den Punkt gebracht wird. Die Arbeit mit ihrer Hilfe ist ungebrochen und reicht von das heutige Fach begründenden Überlegungen Edward T. Halls⁴⁵ bis zur gegenwärtigen *creative non-fiction* Hollidays⁴⁶. Eingesetzt wurde das Format der Critical Incidents aus der psychologischen Forschung nach Krisenerfahrungen dabei sowohl als empirisches Erhebungsmethode⁴⁷ als auch als didaktisch vereinfachende Methode zur Vermittlung von Einsichten. Sind Critical Incidents mithin dann Szenen der systematischen und methodisch gestützten Entmenschlichung, in die eine solche Menschlichkeit selbst qua (didaktisch angeleiteter) Reflexion kaum nachträglich wiederhergestellt werden kann? Hier lohnt es sich dann tatsächlich zu überlegen, wie man nicht etwa Methoden zur Erkundung des runden Charakters zum Wohle der Kultur- und Kollektivforschung vorantreiben könnte.

Dem hier gefeierten Jubilar danke ich für die langjährigen, immer inspirierenden und enorm komplexen Denkanstöße im Fachgebiet und wünsche ihm auch weiterhin eine solche Schaffensfreude.

Literatur

- Adloff/Leggewie: *Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens*, 2014.
 Benedict: *Patterns of Culture*, 1934.

45 Hall 1955.

46 Holliday/Amadasi 2020.

47 Flanagan 1954.

- Budner: »Intolerance of ambiguity as a personality variable«, in: *Journal of Personality* 30, 1962, 29ff.
- Busch: »The changing discourse of intercultural ethics: A diachronic meta-analysis«, in: *Journal of Multicultural Discourses* 16/3, 2021, 189ff.
- Calafell: »The Critical Performative Turn in Intercultural Communication«, in: *Journal of Intercultural Communication Research* 49/5, 410ff.
- Cantle: *Interculturalism: The New Era of Cohesion and Diversity*, 2012.
- Dervin: »A plea for change in research on intercultural discourses: A ›liquid‹ approach to the study of the acculturation of Chinese students«, in: *Journal of Multicultural Discourses* 6/1, 2011, 37ff.
- Dervin: »Assessing intercultural competence in language learning and teaching: A critical review of current efforts in higher education«, in: ders./Suomela-Salmi (Hg.): *New approaches to assessing language and (inter-)cultural competences in higher education. Nouvelles approches de l'évaluation des compétences langagières et (inter-)culturelles dans l'enseignement supérieur*, 2010, 157ff.
- Dürrenmatt: *Die Physiker*, 1962.
- Ferri: *Intercultural Communication – Critical Approaches and Future Challenges*, 2018.
- Ferri: »Ethical communication and intercultural responsibility: A philosophical perspective«, in: *Language and Intercultural Communication* 14/1, 2014, 7ff.
- Fischer-Seidel: »Forster, E[dward] M[organ]«, in: Ruckaberle (Hg.): *Metzler Lexikon Weltliteratur: 1000 Autoren von der Antike bis zur Gegenwart. Band 1: A–F*, 2006, 484ff.
- Fishelov: »Types of Character, Characteristics of Types«, in: *Style* 24/3, 1990, 422ff.
- Flanagan: »The critical incident technique«. In: *Psychological Bulletin* 51, 1954, 327ff.
- Forster: *Aspects of the novel*, 1927.
- Forster: *A passage to India*. Edward Arnold, 1924.
- Forster: *A room with a view*. Edward Arnold, 1908.
- Guilherme: »Mobility, diversity and intercultural dialogue in the cosmopolitan age«, in: ders./Glaser/Méndez-García (Hg.): *The Intercultural Dynamics of Multicultural Working*, 2010, 1ff.
- Hall: »The anthropology of manners«, in: *Scientific American* 192, 1955, 84ff.
- Hansen: *Das Paradigma Kollektiv. Neue Einsichten in Vergesellschaftung und das Wesen des Sozialen*, 2022.

- Hansen: »Die Balance von Integration und Individualität«, in: *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 3/1, 2017, 9ff.
- Hansen: »Individuum und Kollektiv aus dem Blickwinkel der Völker- und Kollektivpsychologie«, in: *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 2/2, 2016, 97ff.
- Hansen: *Kultur, Kollektiv, Nation*, 2009.
- Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, 3. A., 2003.
- Hansen: *Vermittlungsfiktion und Vermittlungsvorgang in den drei großen Erzählungen Herman Melvilles*, 1972.
- Heidegger: »Bauen Wohnen Denken«, in: Ders.: *Gesamtausgabe. 1. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910-1976. Band 7: Vorträge und Aufsätze*, 1976, 147ff.
- Holliday/Amadasi: *Making Sense of the Intercultural. Finding DeCentred Threads*, 2020.
- Holliday/MacDonald: »Researching the Intercultural: Intersubjectivity and the Problem with Postpositivism«, in: *Applied Linguistics* 41/5, 2020, 621ff.
- Holliday: »Searching for a third-space methodology to contest essentialist large-culture blocks«, in: *Language and Intercultural Communication*, 22/3, 2022, 1ff.
- Holliday: »Revisiting intercultural competence: Small culture formation on the go through threads of experience«, in: *International Journal of Bias, Identity and Diversities in Education* 1/2, 2016, 1ff.
- Horneffer: »Der moderne Individualismus«, in: *Kant-Studien* 23/1-3, 1919, 406ff.
- Kim/Goldstein: »Intercultural Attitudes Predict Favorable Study Abroad Expectations of U.S. College Students«, in: *Journal of Studies in International Education* 9/3, 2005, 265ff.
- Koole/tenThije: *The construction of intercultural discourse*, Bd. 2, 1994.
- Kramsch: *The Multilingual Subject*, 2009.
- Lévinas/Wiemer: *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*, 1992.
- MacDonald/O'Regan: »The ethics of intercultural communication«, in: *Educational Philosophy and Theory* 45/10, 2013, 1005ff.
- Marcus: »E.M. Forster and the Character of »Character«, in: *The Cambridge Quarterly* 50/2, 2021, 159ff.
- Meer/Modood: »How does interculturalism contrast with multiculturalism?«, in: *Journal of Intercultural Studies* 33, 2012, 175ff.
- Mignolo: »Decolonizing Western Epistemology/Building Decolonial Epistemologies«, in: Isasi-Díaz/Mendieta (Hg.): *Decolonizing epistemologies. Latina/o theology and philosophy*, 2012.

- Monceri: »The transculturing self II. Constructing identity through identification«, in: *Language and Intercultural Communication* 9/1, 2009, 43ff.
- Monceri: »The transculturing self: A Philosophical approach«, in: *Language and Intercultural Communication* 3/2, 2003, 108ff.
- Moosmüller: *Kulturen in Interaktion. Deutsche und US-amerikanische Firmenentsandte in Japan*, 1997.
- Nussbaum: *Cultivating Humanity. A Classical Defense of Reform in Liberal Education*, 1988.
- Phipps/Gonzalez: *Modern Languages: Learning and Teaching in an Intercultural Field*, 2004.
- Phipps: *Learning the Arts of Linguistic Survival: Language, Tourism, Life*, 2007.
- Pickrel: »Flat and Round Characters Reconsidered«, in: *The Journal of Narrative Technique* 18/3, 1988, 181ff.
- Rathje/Schirmacher/Zollo: »Multikollektivität und soziale Bindung. Auswirkungen und Anwendungspotenziale«, in: *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 3/1, 2017, 69ff.
- Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*, 2020.
- Smith: *Decolonizing methodologies. Research and indigenous peoples*, 1999.
- Tajfel: *Social Identity and Intergroup Relations*, 1982.